

Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 3 (1930-1931)

Heft: 6

Rubrik: Kleine Beiträge

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

haupt in die Krankheit flüchtete, überrascht weiter nicht, da sich diese Art des Ausweichens vor Schwierigkeiten recht häufig bei Neurotischen wiederholt. Dabei ist es einerlei, ob es sich um tatsächliche Organdefekte oder um eingebildete und fingierte Gebrechen handelt. Während aber meist die Krankheit, in ihrem Wert als Fiktion erkannt, dazu benützt wird, die Umgebung zu tyrannisieren und über ihr das Zepter zu schwingen, so war in diesem Falle der Wunsch anders. Der Schüler wollte sich damit absolut keine Bevorzugung oder Nachsicht in seinen Kenntnissen erzwingen, sondern ihm scheint es darum zu tun gewesen zu sein, mein Interesse durch sein niedergedrücktes Wesen herauszufordern und mich zum Fragen nach den Ursachen dieses seines veränderten Wesens zu veranlassen. Dabei dürfte halbbewußt auch die Absicht vorhanden gewesen zu sein, durch den Hinweis auf die schwere Erkrankung der Mutter eine Legitimation für seine nicht mehr 100 % Leistung zu haben. Die Ursache des Personenwechsels: Knecht — Mutter ist wohl so zu deuten, daß mir der Knecht nicht bekannt war und ich bei den Muttertagen oft in eindringlicher Weise von den Verdiensten und von der Würdigung der Mutter sprach. Es ließe sich diese Vertauschung im Sinne der Psychoanalyse eventuell auch als Oedipuskomplex deuten, doch scheint mir in diesem Falle eine solche Deutung nicht angezeigt zu sein, da ich mich zuwenig auf mir bekannte Tatsachen stützen kann.

Charakteristisch für seine neurotische Anlage ist jedenfalls der Umstand, daß schon ein kleiner Mißerfolg in dem Ringen um die Führerstellung in der Klasse genügte, um in tiefe Mutlosigkeit zu versinken und kein Interesse an der Umgebung mehr zu nehmen. Da nun zu befürchten war, daß dieser Zustand, wenn er nicht bald vorüberging, in Melancholie und Depression übergehen könnte, also zur Psychose werde, so beschloß ich, rasch einzugreifen.

Heilung: Nachdem ich mit der Mutter alle Für und Wider besprochen hatte, sah ich klar, daß meine erste Aufgabe war, ihn wieder in die Schule zu bringen. Zu diesem Zwecke schrieb ich ihm einen zwanglosen Brief mit dem beiläufigen Inhalt, daß ich seinen Sitzplatz, auf dem ich ihn sonst jeden Tag aufmerksam dem Unterricht folgend sitzen sah, nun schon seit einigen Tagen

unbesetzt finde, daß mir die Mutter erzählt habe, er sei leicht krank. Ich meinte dann, daß er in einigen Tagen schon soweit gesund sein werde, daß er uns, wenn schon nicht ganz, so doch für einige Stunden besuchen kommen werde. Zum Schlusse schilderte ich noch den behandelten Lehrstoff und wies besonders darauf hin, daß in der Naturgeschichte Löwen- und Tigerjagden behandelt werden. Dieser Brief wurde ihm nicht von der Mutter überreicht, sondern durch die Post zugestellt, damit er ja keinen Zusammenhang mit dem Besuch der Mutter darin sehe, denn in diesem Falle wäre er aus Schande über seine Flucht in die fingierte Krankheit nicht mehr in die Schule zu bringen gewesen.

Der Erfolg dieses Briefes war ein voller. Da die Schwester des Schülers gerade etwas in Graz zu tun hatte, lud sie ihn ein, mitzufahren und den Mitschülern einen kleinen Besuch abzustatten. Er ging auf diesen Vorschlag ein, erschien auf einmal im Schulhaus und wurde von den Mitschülern herzlich empfangen, die von dem Vorgefallenen einigermaßen informiert waren, aber darüber vollkommenes Stillschweigen beobachteten. Er wurde zu seinem Platz geleitet und wollte anfangs nur solange bei uns bleiben, bis die Schwester ihn abholen käme. Bald hatte er sich wieder in das gewohnte Unterrichtsgetriebe eingefügt, arbeitete mit, als ob nichts vorgefallen wäre und verließ erst nach Schluß des Unterrichts, mit allen Schülern zugleich, die Schule. Nicht unerwähnt will ich lassen, daß ihm während der Zeit seiner Abwesenheit viele Mitschüler liebe einladende Briefe aus eigenem Antrieb gesandt hatten, da er wegen seines freundlichen Wesens und seiner Anschmiegsamkeit sehr beliebt war. Vor dem Weggehen lud ich ihn ein, am nächsten Tag wieder zu kommen und er versprach es mir. Tatsächlich fand er sich nächsten Tag zur festgesetzten Stunde im Klassenzimmer ein, arbeitet seither wie früher in der Klasse mit und scheint das Selbstvertrauen zu sich wiedergefunden zu haben. Denn das Verhalten seines Lehrers und seiner Kameraden mußte ihn davon überzeugen, daß er trotz der gefühlten Mängel eine wichtige Rolle in der Klassengemeinschaft zu spielen berufen sei und daß sein Fehlen von allen schmerzlich beachtet werde.

Kleine Beiträge.

Briefwechsel mit einem Studenten.

Der Verlag Ernst Hofmann & Co., Darmstadt und Leipzig, legt mir ein Bändchen von 40 Seiten Umfang vor, betitelt: „Deutsch. Wegweiser in Semester-Briefen für Studierende der deutschen Sprache und Literatur“.

Prof. Dr. Waldemar Oehlke behandelt darin in Form einer fingierten Korrespondenz zwischen einem Professoren und einem Studenten Lebens- und Studienprobleme, die sich einem jungen Philologen stellen, darüber hinaus aber auch teilweise Akademikern anderer Fakultäten. Die viel Erfahrung und Ju-

gendverständnis enthaltende Schrift dürfte manchem Paedagogen als Geschenk für Maturanden und junge Akademiker philologischer Richtung willkommen sein. Zur Orientierung und Charakterisierung der Schrift, reproduzieren wir nachfolgend zwei Brief-Proben allgemein interessierenden Inhalts:

Brief eines „Siebensemestrigén“.

„Hochverehrter Herr Professor!

Wie Sie aus der Beilage ersehen, habe ich meine Dissertation gefunden. Sorge machen mir jetzt mehr die Neben-

fächer, zumal ich deren Vertretern persönlich ja nicht so nahe kommen kann. Auch die Berufsfrage beschäftigt mich schon, da ich nicht in der Lage sein werde, aus eigenem Vermögen die akademische Laufbahn, zu der es mich am stärksten hinzieht, einzuschlagen. So gedenke ich denn, den Weg über die Schule zu nehmen und mich dann, zunächst im Nebenberuf wie Sie, zu habilitieren, möglichst aber nicht an einer Technischen oder andern Hochschule, für deren Hörerkreis ich mir auch nicht die Gabe zu traue, allgemein zu fesseln, sondern richtig an einer Universität, da ja die heutige Teilung des Fachs in Germanistik und Literaturgeschichte eine schnellere Habilitation erleichtert und die etatsmäßigen Stellen auch der Technischen Hochschulen in unserem Fach wohl meist an Universitäts-Dozenten vergeben werden, wie mir gesagt wurde. Ist das so? Bloß Schule — das würde ich nicht ertragen, dann lieber Presse, Archiv, Bibliothek. Wie denken Sie darüber?

Es wäre ja schön, studieren zu können, nur um der Sache willen. Aber wer kann das? Journalistisch aufzutreten, würde ebenfalls Reiz für mich haben, obwohl ich schon gemerkt habe, daß das in Fachkreisen nicht gern gesehen wird. Sie selbst werden mir im Hinblick auf meine Zukunftspläne wohl auch nicht dazu raten.

Von vielen höre ich, solche Pläne hätten sie alle gehabt, und dann sei der Beruf gekommen und die Ehe, und so sei aus dem angehenden Philologie-Professor ebenso ein Kleinstadt-Lehrer geworden wie im gleichen Falle aus dem angehenden Universitäts-Kliniker ein Land- und Wiesendoktor. Gibt es ein Mittel, dem vorzubeugen? Hätte ich nur wenigstens die Examina hinter mir — da soll man an Ideale denken!

Mein lieber junger Freund!

Zwei Äußerungen Ihres letzten Briefes greife ich zunächst heraus: „den Weg über die Schule“ und „bloß Schule“. Die Schule ist kein Weg zu sogenannten höheren Zwecken und kein „bloß“, sie ist selbst Ziel. Wer sie als Mittel zum Zweck, d. h. nur als melkende Kuh benutzen will, tut nicht nur ein Unrecht, sondern bestraft sich selbst, denn dieser „Weg“ zeigt dem nicht pädagogisch, wohl aber wissenschaftlich Begabten soviel Dornen, daß er rettungslos stecken bleibt und sein eigentliches Ziel auf diesem „Wege“ ganz sicher nicht erreicht, als unfähiger Lehrer zugleich aber seinerseits ein Ziel des Schülerspottes wird. Ist aber die Schule nicht nur ein Mittel für Sie, sondern auch Zweck, dann mögen Sie es wagen. Nichts Schrecklicheres als ein verfehlter Schulmeister! Begeisterung brachte auch ich der Schule nicht entgegen, und die didaktischen Methoden habe ich nur widerwillig durchstudiert. Aber das Unterrichten wurde mir auf meine Weise, die freilich nicht jedem zu empfehlen gewesen wäre, zur Freude. Ein meist — nicht immer — sicheres Anzeichen ist die Vertretungsstunde. Machen Sie doch rechtzeitig reichliche Proben, noch als Student, was jetzt viel leichter möglich ist als früher. Finden Sie ungeteilte Aufmerksamkeit und selbstverständliche Disziplin in der Prima wie in der Tertia und werden Sie vielleicht in Quinta und Quarta bei unvermutetem Erscheinen lebhaft oder gar mit Händeklatschen begrüßt, so ist namentlich letzteres zwar durchaus kein Verdienst oder Beweis didaktischer Befähigung, bisweilen eher das Gegenteil; aber eines wissen Sie dann: daß Sie ein inneres Verhältnis zur Jugend haben und Ihr wissenschaftliches Ziel durch solche Berufsarbeit nicht von vornherein in Gefahr bringen. Bemerken Sie, daß Sie keinesfalls die Aufmerksamkeit einer Vielheit von ganz jungen Köpfen fesseln können, dann Hände weg! Wir haben wahrlich noch immer Lehrer, die es nur aus Versehen und in Gottes Zorn geworden sind, nun aber nicht mehr zurück können, sich und andern zur Geißel. Also bitte nicht „Weg über die Schule“ und nicht „bloß Schule“!

Für Archiv und Bibliothek ist ebenfalls die Veranlagung,

außerdem aber die Eintrittsmöglichkeit ausschlaggebend. Unterrichten können Sie sich über alles das in dem freilich zurzeit recht lückenhaften und auch bibliographisch ergänzungsbedürftigen Büchlein Die deutsche Sprache und Literatur (Dünnhaupts Studien- und Berufsführer, Dessau 1922) von H. Ammon, der auch ein brauchbares Repetitorium der deutschen Sprache und Literatur (Berlin 1922, Gruyter) zur Milderung ihrer Examensängste geschrieben hat. Wiederholungsfragen aus der deutschen Literatur hat Deile (5. Aufl. 1921), aus der englischen und französischen Geipel (in den Dessauer Ausgaben Dünnhaupts, 1918—19) zusammengestellt. Eigentlich sollten Sie drüber stehen, ich habe solche Hilfsmittel nie benutzt.

Journalist zu werden, wird man niemand ausdrücklich raten dürfen. Dazu muß man ganz besonders geboren sein, und kein anderer vermag darüber ein Urteil der Eignung abzugeben. Wer für die Presse haupt- oder nebenberuflich bzw. nur gelegentlich und vielleicht sogar auf anderem, z. B. politischem, Gebiet tätig ist, der kümmert sich ganz sicher nicht darum, ob das von seinen Fachgenossen gern oder ungern gesehen wird, vorausgesetzt, daß sein Lebensweg nicht von ihrer Zustimmung abhängt. Andernfalls aber ist die Gefahr groß, allein schon deshalb, weil schriftstellerisch nur ganz wenige Gelehrte begabt sind, aber gar nicht wenige bei Buch- wie Zeitschrift-Verlegern und Redakteuren insgeheim schwere Enttäuschungen und Niederlagen erlebt haben, die sie zu erbarmungslosen Scharfrichtern gegen publizistisch hervortretende Kollegen umgeschaffen haben. In jedem Falle also Vorsicht und in der Jugend größte Zurückhaltung!

Bei gleichem Studium ist doch jeder seine eigene Welt, die kein anderer von Anfang bis zu Ende überschauen kann und mag. Jeder beginnt auch ganz anders. Es berührt Sie beispielsweise gar nicht, daß ich einst neben Gedichten und einem „fertigen“ philosophischen System auch noch das Programm eines politischen Musterstaates auf die Universität mitbrachte — Goethe, Kant und Bismarck waren daneben doch kleine Leute. Jugendtorheiten, die doch zum Schönsten gehören, überwindet der eine früher, der andere später; Entwicklungsbahnen aber bleiben, denn Sprünge macht die Natur nicht. Lessing gab seinen eigenen Geschwistern alles, nur nicht seinen Rat für ihre persönliche Zukunft. Und Nietzsche sagt: „Wie kann ich jedem das Seine geben! Dies sei mir genug: ich gebe jedem das Meine.“

Sie wünschen ein Mittel gegen die Gefahr, der so viele erliegen seien: Abstumpfen höherer Interessen in Beruf und Ehe. Es gibt kein Mittel, weil es die Gefahr gar nicht gibt. Versuchen Sie doch einmal, eine Quelle zu verstopfen, die aus der Erde sprudelt. Kraft ist Kraft, lieber Freund, sie läßt sich nicht schaffen und noch weniger für die Dauer aufhalten. Um ein Quellchen aber, das sich wirklich verstopfen läßt, ist es für die Menschheit nicht schade. Das war dann besser so für beide Teile, und kein Wissensdurstiger wird den Verlust beklagen. Wie heißt es doch wieder im „Zarathustra“: „Gute Uhrwerke sind sie, nur Sorge man, sie richtig aufzuziehen! Dann zeigen sie ohne Falsch die Stunde an und machen einen bescheidenen Lärm dabei. Denn die Menschen sind nicht gleich, so spricht die Gerechtigkeit.“ Die Quelle braucht also nicht deshalb zu versiegen, weil man Lehrer in einer Kleinstadt oder Land- und Wiesendoktor ist und bleibt. Auf den äußeren beruflichen Umkreis allein kommt es gewiß nicht an, und sei er noch so eng. Wenn Sie dem von J. G. Sprengel gegründeten Deutschen Germanistenverband beitreten (Geschäftsstelle: Frankfurt a. M., Diesterweg, Hirschgraben), dem wir fast alle angehören, dann können Sie in der Ortsgruppe der betr. Stadt auch öffentlich wirken oder sich das Verdienst erwerben, eine solche Ortsgruppe dort, wo sie noch nicht besteht, ins Leben zu rufen. Das ist gar nicht so schwer, ich habe es s. Zt. in Danzig getan, und die Gruppe blüht heute ohne mein Zutun mehr denn je, obwohl sie die erste war.

Nun nochmals zurück zu Ihren Prüfungssorgen! Für die Nebenfächer rate ich, schon um ihre Nerven zu beruhigen, zu einer kleinen Semesterprüfung, wie sie z. B. für Stipendien vom Dekanat auf Wunsch angeordnet werden kann, und möglichst bei den Dozenten, die Sie im Rigorosum prüfen. Daß Sie bei denen mindestens eine Vorlesung gehört, möglichst auch an einer Uebung teilgenommen haben, setze ich wie auch jene voraus. Und fragt man Sie nach Ihrem Interessengebiet, so geben Sie ruhig den Inhalt der betreffenden Vorlesung oder Uebung an, neben Ihrem eigenen Privatstudium, das vielleicht ganz andere Wege ging. Denn Sie dürfen auch den Dozenten nicht überschätzen, der Ihr Wissen wenig oder gar nicht näher kennt. Was er Sie fragen soll, muß er doch vor allem selbst wissen. Und wenn Sie ein Interesse für schriftliche Arbeiten angeben, seien Sie doch ganz genau, genießen Sie sich ja nicht. Sagen Sie nicht 18. Jahrhundert, sondern gegebenenfalls Gottsched, nicht mittelhochdeutsche Literatur, sondern Nibelungenlied oder Walther. Der Examinator dankt Ihnen Ihr Selbstbewußtsein nicht. „Wissen Sie denn noch immer nicht, wie groß ein Jahrhundert ist?“ grollte ein greiser Germanist in Bonn einst in meiner Gegenwart einen Prüfling an, dessen schriftliche Eingabe in Jahrhunderten geschwelgt hatte. „Was meint der Jüngling eigentlich!“ Bedenken Sie, daß Goedeke's Goethe-Band allein Schriften über Goethe auf 826 enggedruckten Seiten trocken nacheinander aufzählt.

Für Ihren eigentlichen und innerlichen Lehrer bedürfen Sie keiner Winke. Er hat Sie mehr beobachtet, als Sie ahnen, auch bei Ihrer Lektüre im Seminar, und Sie merken das erst in der Prüfung, vielleicht auch bei der schriftlichen Klausurarbeit, wenn Ihnen Themen zur Wahl vorgelegt werden. Er weiß ungefähr, wie es in Ihrem Kopf aussieht. Trauen Sie nicht ganz, wenn er Sie nach Examenswünschen fragt. Kann sein, kann nicht sein! Ich hatte meinerseits die Mundarten als mein unerfreulichstes Prüfungsgebiet bezeichnet, und was geschah? Der mir durchaus wohlgesinnte und an dem Erscheinen meiner Dissertation persönlich interessierte Examinator legte mir einen Muspilli-Abschnitt zur Uebersetzung ins Altsächsische vor, ließ freilich nachher das Prädikat nicht darunter leiden, obwohl ich kaum die Hälfte und diese wohl schlecht genug zustande brachte, wie ich an der wohlwollend schweigsamen Ironie seiner Gesichtszüge sehen konnte. Nachher sagte er mir freundlich, er habe nur feststellen wollen, was ich nach meiner eigenen Angabe so recht von Herzen nicht wisse, denn was ich gewußt habe, sei ihm schon vorher bekannt gewesen. Hoffentlich ist Ihr Lehrer nicht ein solches Ungetüm. Ist er gerade von einer Reise zurückgekehrt, was oft der Fall ist, so erkundigen Sie sich doch, von welcher! Die betreffende Landschaft ist dialektisch oder literarhistorisch mit ihm heimgereist, verlassen Sie sich darauf, und es ist leicht möglich, und wir alle haben es mehr als einmal erlebt, daß er damit anfängt. Verraten will ich Ihnen außerdem, daß ich es als Examinator auch tun würde, es sei denn, daß Sie mir kürzlich von einer Ihrer Reisen lebhaft erzählt hätten. Dann ginge mir die vor; aber meine letzte käme gleich hinterher.“

Lehrer, Königin und Bundesrat.

Eine demokratische Reminiszenz.

Im Schulhaus zu Ilfis bei Langnau ist vor einiger Zeit ein origineller Schulmann gestorben, der Lehrer Emil Aeschlimann. Der Verstorbene besaß eine einzigartige, umfangreiche Sammlung emmentalischer Altertümer, die er in vierzigjähriger Sammeltätigkeit zusammengetragen und in den Dachräumen des Schulhauses in ansehnlicher Weise ausgestellt hatte. Die eigenartige Sammlung ist von vielen Altertumsfreunden besucht worden, so auch im Mai 1924 von der Königin von Rumänien, an-

läßlich ihres offiziellen Besuches mit ihrem Gemahl. Bei dieser Gelegenheit ging dort auch ein hoher, begleitender Bundesrat ein wenig in die Schule, und das trug sich folgendermaßen zu: Nachdem Lehrer Aeschlimann in Hausmütz und Schlarpienschuhen (er wurde von dem hohen Besuch, der samt Gefolge in vier Automobilen vorgefahren war, vollständig überrumpelt) die Fürstin mit einem biederen „Grueß Gott, Frau Königin“ und Händedruck begrüßt hatte, ging man an die Besichtigung der Raritäten. Als die Königin an einem reizenden Zinn-Rokokoservice besonderen Gefallen fand, gedachte der Bundesrat dem Gast damit eine Aufmerksamkeit zu erweisen und fragte den Sammler, was das koste. „Das isch nid feil!“ lautete die unerwartete Antwort. Der Verlust des Services hätte einen Zweig der Sammlung arg zerstört, und dem Sammler waren die Dinge mehr wert als Geld. Auch auf eine zweite Frage erhielt der Bundesrat abschlägigen Bescheid. Die Annahme, daß bei einem so kleinen Nutzenmannli alles selbstverständlich käuflich wäre, weckte den emmentalischen Widerspruchsgeist, und da jetzt der Herr Magistrat nahe an ihn herantrat, ihn bundesrätlich scharf anblitzte und in etwas zwingendem Tone sprach: „Nu, iez Herr Aeschlimann, sägit doch ändlich, was es host!“ da lautete die Antwort in energischem Ton: „Herr Bundesrat, i säg es jetzt zum dritte und letschte Mal: I gib es nit!“ Dabei war sich Lehrer Aeschlimann des peinlichen Eindruckes seiner unverständlich scheinenden Hartnäckigkeit wohl bewußt. Da klopfte ihm der begleitende schweizerische Oberst auf die Schulter und sprach: „Eures Verhalte freut mi! I stärke'n ech dr Rügge! Blibet fest!“ Nun schien denn auch der Magistrat gemerkt zu haben, daß im Lande Tells nicht alles mit Geld zu erzwingen, und auf seine erneute, freundlicher vorgebrachte Frage bei der Besichtigung eines anderen Sammlungsraumes, ob denn da „o gar nüt z'ha“ sei, erhält er den Bescheid: „Mira chia sie öppis useläse; aber i verchäufe's o nit!“ Darauf wählte Königin Marie eine Ohrenschale aus dem 18. Jahrhundert mit der Bemerkung, sie werde in Zukunft daraus die saure Milch (Yogurt) genießen. Die Königin dankte herzlich für das demokratische Geschenk und sandte einige Tage später nach souveräner Sitte als Gegengeschenk ihr Bildnis mit schwungvoller Unterschrift. Vor diesem Bildnis der Königin „Marei“ stehend, pflegte Aeschlimann seinen Besuchern mit verhaltenem Behagen das kleine, lehrreiche Intermezzo zu erzählen.

Ein Teil der Sammlung Aeschlimann — leider nicht so viel, wie man es aus kulturgeschichtlichen und heimatlichen Gründen hätte wünschen mögen — ist von der Gemeinde Langnau erworben worden.

Anmerkung der Redaktion: Infolge Raummangels muß das Geleitwort über die Vereinigung der „Schulreform“ mit der „SER“ auf das Oktoberheft zurückgelegt werden.

Schweizerische Umschau.

Eidgen. Technische Hochschule. Bern. Francesco Chiesa wird im kommenden Wintersemester an der Eidgenössischen Technischen Hochschule seine italienischen Vorlesungen fortsetzen. Im Rahmen der philosophischen und staatswissenschaftlichen Sektion der 12. Abteilung (Freifächer) sind zwei Vorlesungen des Tessiner Dichters vorgesehen. Die eine ist der Lektüre und Besprechung einiger Gesänge aus der „Divina Comedia“ und den Prosa- und Gedichtwerken Giacomo Leopardis gewidmet, die andere modernen Schriftstellern (de Sanctis, Nievo, Demarchi, Fogazzaro, Verga, d'Annunzio u. a.). Ueber die definitive Besetzung des Lehrstuhls für italienische Literatur sind noch keine Beschlüsse gefaßt.